

IN BETRACHTUNG DER SCHWEIZERISCHEN NATUR

Erinnerte mich neulich an eine Begegnung in Maroua, einer Wüstenstadt im Norden Kameruns, an der Grenze zum Tschad. In der Mittagszeit, im Zedernhain am Rande der Hauptstrasse, wohin sich die halbe Stadt vor der Hitze geflüchtet hatte, traf ich einen jungen Mann, einen Grundschullehrer, den ich zuerst für einen fliegenden Händler hielt und abzuwimmeln versuchte. Er aber wollte mir nichts verkaufen, sondern wissen, woher ich komme. Und ich erklärte in wenigen Worten die Schweiz, die Staatsform, das Klima, die Jahreszeiten, die vier Landessprachen, die Geschichte, den Reichtum – und obwohl ich meine Ausführungen knapp hielt, schien der Mann ungeduldig zu werden, und als ich mit meinem Abriss schliesslich zu Ende war, stellte er mir die Frage, um die sich seiner Ansicht nach alles drehte: *Et alors, vous étiez colonisés par qui?*

Natürlich lachte ich über seine Einfältigkeit, wandte mich ab und beeilte mich, die knappe Zeit zu nutzen und die Hossère zu besteigen, den Hügel am Rande der Stadt. Und wie ich hinanstieg, beäugt von Kindern, die nicht verstanden, weshalb man freiwillig auf Berge klettert, da ging mir auf, wie berechtigt seine Frage war. Wer hat mir beigebracht, von Bergen sei mehr zu erfahren als von Menschen? Vielleicht waren mein Misstrauen und die Bevorzugung der Natur die Übernahme eines kolonialen Denkens?

Der Urtourist Johann Wolfgang von Goethe beschreibt in den Briefen seiner Schweizerreise aus dem Jahre 1779 akribisch die geologischen, botanischen Gegebenheiten der Alpen. Über viele Seiten hinweg gibt er die Wege wieder, die Felsenschlünde, die Bewaldung, das Wetter, eine höchst detaillierte Beschreibung jener Gegend – und dann, am neunten November 1779, in Leukerbad, ganz unvermittelt dies: *Ich bemerke, dass ich in meinem Schreiben der Menschen wenig erwähne, sie sind auch unter diesen grossen Gegenständen der Natur, besonders im Vorbeigehen, minder merkwürdig.* Einen Tag später, in Leuk, betritt er dann doch ein Haus. Aber: *Wie man auch nur hereintritt, so ekelt einem, denn es ist überall unsauber; Mangel und ängstlicher Erwerb dieser privilegierten und freien Bewohner kommt überall zum Vorschein.*

Knapp vierzig Jahre später folgt ihm junge Mary Shelley. Die Idee zu Frankenstein soll ihr bekanntlich in Genf zugefallen sein, und man müsste einmal untersuchen, wie stark die autochthone Bevölkerung als Vorbild für ihr Monster diente. Aber das ist eine andere Geschichte. Wie Goethe ergeht sich Mary Shelley in den Naturbeschreibungen, und wie bei Goethe fehlen die Menschen. *Die Schweizer erschienen uns damals, und die Erfahrung hat uns in dieser Meinung bestärkt, als ein Volk von lang-samer Auffassungsgabe und Schwerfälligkeit.* Mehr

erwähnt sie nicht. Wenn einmal Menschen auftauchen, dann nur als Bedrohung. Über die Passagiere auf einer Diligence, einem Postboot, schreibt sie. *Für Gott wärs einfacher, den Menschen neu zu erschaffen, als diese Monster sauber zu bekommen.*

Es waren nicht nur die Literaten und Touristen, die dieses spezifische Bild der Schweizer zeichneten. Das helvetische Direktorium, von Napoleon (unbestreitbar auch unser Kolonialisator) nach der Abschaffung der alten Eidgenossenschaft eingesetzt, schreibt an den französischen Oberkommandierenden, man solle von Vergeltungen an den aufständischen Innerschweizern absehen, denn: *Es sind Wilde, die aufzuklären und der gesellschaftlichen Vervollkommnung näher zu bringen, wir uns zur Aufgabe gemacht haben.*

Vielleicht liegt darin ein Grund für die schweizerische Verschwindungssucht, die ihren Niederschlag unter anderem bei Robert Walser findet. Zu Carl Seelig meinte er einmal, vor der Natur seien wir alle Stümper. Das Bankgeheimnis, überhaupt die sprichwörtliche Diskretion der Schweizer, ist vielleicht nichts anderes als die Einsicht, vor dem Hintergrund der Naturschönheiten unweigerlich als Wilde dazustehen. Und vor dieser Tatsache ist es besser, so wenig wie möglich aufzufallen. In der Landschaft zu verschwinden. Vielleicht ist Scham der Grund, der

Europäischen Union nicht beizutreten. Vielleicht ist es aber auch eine Folge der fortdauernden touristischen Kränkung. Auch nach Goethe und Shelley hat kein Tourist je unser Land besucht, um die Kultur kennenzulernen. Niemand interessiert sich für Schweizer Geschichte (am wenigsten wir selber), Schweizer Küche oder Schweizer Musik. Nein, dieses Land besucht man auch heute ausschliesslich der Natur wegen. Sie ist unsere wahre Kultur. Den Menschen aber, dessen Kultur die Natur ist, nennt man einen Wilden. Dessen schämen wir uns, wie sich jeder Knecht für das Bild schämt, das der Herr von ihm zeichnet. Und wie jeder Knecht fürchten wir, das Bild könnte die Wahrheit über uns enthalten.

Lukas Bärfuss
Schriftsteller, Zürich. Zuletzt: „Hundert Tage“, 2008.